

Zeitschrift:	Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber:	Franz Otto Schmid
Band:	2 (1907-1908)
Heft:	16
Artikel:	Die Welt des Blinden
Autor:	Wölfflin, Ernst
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-747889

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Frühlings Einzug.

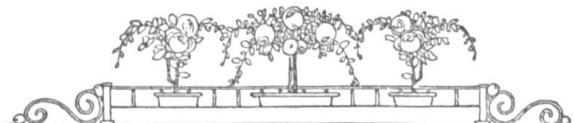
Wie kamst du hier in einer milden Nacht;
Du hast die Tür ganz leise aufgemacht,
Und als mein Herz des Morgens früh erwacht,
War es erfüllt von deiner Blütenpracht.

So nahst auch du, des Frühlings holdes Kind,
Vor deinen Schritten weht ein sanfter Wind,
Dein goldner Glanz, so klar wie Sonnen sind,
Durchstrahlt mein Heim so wonnesam und lind.

Ganz leise hat in lichter Frühlingsnacht
Mein Hilles Glück sich zu mir aufgemacht,
Und eh' ich recht aus süßem Traum erwacht,
War Herz und Haus erfüllt mit Liebesmacht! —

Zug.

A. Schaer.



Die Welt des Blinden.

Von Privatdozent Dr. Ernst Wölfflin, Basel.

Wenn uns nach des Tages Last und Arbeit das Bedürfnis überkommt, frische Kräfte zu sammeln, so werden wir gleichsam unbewußt der freien Natur zugeführt, um dort durch Aufnahme neuer Bilder unser geistiges Auge zu beleben und unsere Phantasie anzuregen. All die Fülle von Licht und Farbe, die wir dort finden und die uns gleichsam zu andern Menschen macht, sie fehlt dem Blinden.

Für ihn ist die Welt durch keinen Lichtstrahl erhellt; alles erscheint ihm dunkel und mit einem undurchdringlichen Schleier überdeckt. So ist es psychologisch leicht begreiflich, wenn uns Sehende Mitleid und Mitgefühl überkommt beim Anblick eines des Augenlichtes beraubten Menschen.

Schon seit Jahrhunderten und Jahrtausenden ist in Poesie und Prosa dem beklagenswerten Zustand des Blinden beredter Ausdruck verliehen worden. Jedermann kennt den viel zitierten Ausspruch in Schillers „Wilhelm Tell“: „Sterben ist nichts; doch leben und nicht sehen, das ist ein Unglück.“ Daß solche Äußerungen nicht bloß Erzeugnisse einer kühnen Phantasie sind, geht aus der Tatsache hervor, daß Menschen, die einer unheilbaren Erblindung entgegengesehen, freiwillig in den Tod gingen, um diesen Zustand nicht erleben zu müssen.

Ist nun der Verlust des Augenlichtes wirklich einer der größten Unglücksfälle, die den Menschen treffen können? — Wer öfters Gelegenheit hat, mit Blinden umzugehen, dem wird sein anfängliches Mitleid mit diesen ärmsten der Menschenkinder mehr und mehr schwinden, und er wird erkennen, daß der Blinde oft gar nicht so traurig und unglücklich ist, wie wir in unserem Vorstellungsvermögen ihn uns ausgemalt haben. Wir finden im Gegenteil manchmal eine innere Heiterkeit und Fröhlichkeit bei ihm, die uns Sehenden leider nur zu oft fehlt, und um welche wir ihn beneiden könnten. Ich möchte hier an einen Ausspruch eines blinden Gelehrten aus dem 16. Jahrhundert erinnern, der, als ein Arzt sich anschickte, ihm durch eine Operation sein Augenlicht wiederzugeben, erwiderte: „Ich will nicht genötigt sein, so viele Dinge, die mir abgeschmackt und lächerlich erscheinen, wiederzusehen.“ Mag auch diesen Worten eine große philosophische Sophistik anhängen, einen Kern von Wahrheit enthalten sie trotzdem. Von dem griechischen Philosophen Demokrit wird uns überliefert, er habe sich geblendet, um durch das Sehen in seinen Gedanken nicht gestört zu werden. Goethe tröstet einen der Erblindung nahen Freund ungefähr mit folgenden Worten: „Und wenn Sie auch Nacht sehen werden, wo andere Tag haben, so verlieren Sie dadurch nicht viel. Es ist ja doch alles Dämmerung in dieser Welt, ein bißchen mehr oder weniger, dafür läßt sich leicht Trost finden.“ —

Woher kommt nun dieser Widerspruch zwischen Wirklichkeit und bloßer Anschauung? Die Lösung liegt darin, daß der Blinde zwar großenteils des Zusammenhangs und der Verbindung mit der Außenwelt verlustig gegangen ist, dafür aber in seinem Innern eine neue Welt sich aufgebaut hat. Diese Welt findet ihren Ausdruck in dem Wort Beschäftigung, die dem Blinden heutzutage in einer Mannig-

fältigkeit zu Gebote steht, wie man es vor etwas mehr als hundert Jahren kaum zu ahnen gewagt hätte.

Der Laie wirft oft die Frage auf: Ist der Blindgeborene oder der Blindgewordene mehr zu bedauern? Es ist nun Tatsache, daß der von Geburt an Blinde sich des Verlustes seines Sehorgans lange nicht so bewußt ist, als der erst später seines Augenlichtes beraubte, der die eingetretene Einbuße momentan schwer empfindet. Das ganze Vorstellungsladen, das ganze Reich der Phantasie wird beim angeborenen Blinden stark verkümmert sein, so daß der Betreffende zu Ersatzvorstellungen greifen muß, um sich von diesem und jenem gehörten Wort einen Begriff zu machen. Ganz anders bei den erst in spätem Alter erblindeten Menschen. Diese verhalten sich bezüglich ihrer Raumvorstellungen den Sehenden vollkommen ähnlich, wenn gleich diese Vorstellungen mit zunehmendem Alter auch bei ihnen mehr und mehr abbllassen. Solche Menschen haben in ihren früheren Jahren einen reichen Schatz von Erinnerungsbildern ihrem geistigen Auge angelagert, die sie jederzeit aus dem Zustand des Schlummers in das Bewußtsein emportreten lassen können.*

Ein erblindeter Milton, ein Homer oder Ossian, von denen uns jeder seine unvergänglichen poetischen Erzeugnisse zurückgelassen, hat früher sich des Augenlichtes erfreut. Anders wäre es unmöglich gewesen, daß sie über einen so reichen Schatz von Phantasie verfügt hätten, wie sie z. B. in Homers Odyssee oder Ilias uns entgegentritt.

Bis vor nicht allzu ferner Zeit war das Los der Blinden ein wirklich trauriges zu nennen. Denn sie lebten, von seltenen Ausnahmen abgesehen, abgeschieden von der Welt der Sehenden in einem engen Gedankenkreis und wurden zumal im Altertum wie Parias der menschlichen Gesellschaft behandelt. Ein Austausch ihrer Gedanken durch die Schrift, die Kenntnis des Seienden und Vergangenen durch Vermittelung des Lesens war ihnen unmöglich gemacht.

Der Ruhm, die Blindenerziehung begründet zu haben, knüpft sich an die Namen zweier Männer, die beide fast gleichzeitig, aber unabhängig voneinander ihr Leben dieser großen Aufgabe widmeten. Es waren: Valentin Hauy und Wilhelm Klein. Ersterer lebte in Paris und gründete daselbst im Jahre 1785 eine Blindenschule, die selbst unter den Stürmen der Revolution von Robespierre unterstützt wurde. Klein war zu Ende des 18. Jahrhunderts in Wien sesshaft und richtete hier den ersten Blindenunterricht ein.

* Es ist allerdings in einigen Fällen, in denen Personen, die in frühen Lebensjahren erblindeten und erst im erwachsenen Alter das Augenlicht wieder erhielten, beobachtet worden, daß das Sehen vollständig verloren gegangen war und von neuem erlernt werden mußte.

Der historischen Genauigkeit halber sei hier mitgeteilt, daß im 17. Jahrhundert bereits Joh. Bernoulli, der berühmte Basler Mathematiker, in Genf den ersten Versuch machte, den Blinden das Schreiben zu lernen; doch kam er dabei über einige Versuche nicht hinaus. Hauy soll auf seine philanthropischen Bestrebungen dadurch gekommen sein, daß er täglich an einem öffentlichen Platze blinde Bettler in höchst erbärmlichem Zustande musizieren hörte, die, um einige Zuhörer anzulocken, zu extraorbitanten Verkleidungen ihre Zuflucht nahmen.

Das Problem der gesamten Blindenpädagogik gipfelt in der Frage: Was für ein Sinnesorgan benutzt der Blinde, um sich für sein verlorenes Sehvermögen einen Ersatz zu schaffen? Die Antwort darauf lautet: In erster Linie den Tastsinn und dann in untergeordnetem Grade das Gehör.

Der Tastsinn ist das eigentliche Sinnesorgan, welches den Blinden über die Verhältnisse des Raumes orientiert; denn dem Gehörsinn kommen keine räumlichen Qualitäten zu. Es gibt u. a. haben Untersuchungen über den Tastsinn bei Blinden angestellt und hiebei eine nicht unbedeutende Verfeinerung gegenüber Sehenden gefunden. Es stehen diesen Untersuchungen aber gegenteilige, neuere Angaben (Griesbach) gegenüber, die ich auf Grund von eigenen Versuchen als weitaus wahrscheinlicherinstellen möchte. Die ersten Versuche, den Blinden die Schrift, wenn ich so sagen darf, tastbar zu machen, bestanden darin, daß man ihnen prominierende Buchstaben vorsetzte, welche sie durch sukzessives Betaufen erlernen sollten. Diese eigenartigen, reliefähnlichen Buchstaben wurden dadurch erzielt, daß man mittelst Metalletern in eigns präpariertem Papier einen erhabenen Abdruck der Buchstaben erzeugte. Gar bald aber sah man ein, daß diese teilweise verschökelten deutschen und lateinischen Buchstabenzeichen wohl für das sehende Auge mit Schnelligkeit zu entziffern sind, dagegen nicht geeignet erscheinen für die Erkennung durch den Tastsinn. Man suchte deshalb nach einem praktischeren System einer Blindenschrift.

Es lag nahe, dafür möglichst einfache Tastzeichen zu wählen, welche die verschiedenen Buchstaben des Alphabets repräsentierten. Das große Verdienst, eine solche Blindentastschrift erfunden zu haben, gebührt dem Franzosen Braille. Er hatte den glücklichen Gedanken, als Grundzeichen seiner Schrift eine Figur zu wählen, die aus sechs prominierenden Punkten bestand, von denen je zwei in einer Linie stehen, also eine ähnliche Anordnung zeigen wie die sechs Punkte auf einem Dominosteine. Es ist dieses Sechs-Punktzeichen nicht etwa ein willkürlich gewähltes, sondern ein auf Grund eingehender Versuche gefundenes. Braille überzeugte sich, daß unter verschiedenen dem Finger dargebotenen Tastindrücken sechs Punkte am besten gleichzeitig perzipiert werden

können. Durch Weglassung des einen oder anderen Punktes bei diesem Brailleschen Grundzeichen wird nun die Bezeichnung für die verschiedenen Buchstaben gewonnen. Diese Schrift wurde dann in der Folgezeit wesentlich geändert, indem für die gebräuchlichsten Buchstaben die einfachsten Punktzeichen gewählt wurden und umgekehrt. So entstanden gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine ganze Anzahl von verschiedenen Braille-Schriften — allerdings nicht zum Vorteil für die Blinden, für welche die verschiedenen Systeme eine wesentliche Erschwerung im Erlernen bedeuteten. Neuerdings hat man sich dazu entschlossen, ein einheitliches Braillesches Schriftsystem zu schaffen, um dadurch den Blinden in den verschiedenen Ländern einen erleichterten Gedankenaustausch zu ermöglichen.

Das Lesen geschieht gewöhnlich in der Weise, daß der Zeigefinger der rechten Hand langsam über die einzelnen Buchstabenzeichen hingleitet. Bei ganz gewandten Blinden werden dazu gleichzeitig die Zeigefinger beider Hände gewählt, indem der vorausgehende Finger die einzelnen Zeichen rasch überfliegt, während der nachfolgende Zeigefinger der andern Hand die oberflächlich perzipierten Buchstaben gleichsam nachfühlt und kontrolliert.

Um die Blindenschrift möglichst rasch lesbar und schreibbar zu gestalten, hat man neuerdings eine eigene Blindenstenographie erfunden, bei der die einzelnen Buchstabenzeichen gleichzeitig bestimmte Worte bedeuten, ähnlich wie in der Kurzschrift der Sehenden. Ob dieser Blindenstenographie noch eine große Zukunft in praktischer Hinsicht bevorsteht, darüber werden spätere Jahre erst entscheiden können. Vorläufig ist sie erst im Entstehen begriffen.

Will ein Blinder einem Sehenden schreiben, so wird er am besten zu einer Schreibmaschine greifen. Für den erst später Erblindeten steht noch der Weg offen, sich der gewöhnlichen Buchstaben beim Schreiben zu bedienen, wenngleich die Deutlichkeit dieser Schrift manchmal etwas zu wünschen übrig lässt. Einem Blindgeborenen das Schreiben zu lehren, darf wohl als ein Ding der Unmöglichkeit angesehen werden. Hat einmal ein Blinder das Lesen und Schreiben in einer Schule erlernt, so ist er wenigstens der größten Eintönigkeit des Lebens überhoben. Denn das größte Unglück für den Blinden, sagt Helen Keller, jene durch ihre Selbstbiographie bekannt gewordene taubstumme und blinde Deutschamerikanerin, ist nicht das Blindsein selbst, sondern das Nichtstun. Es sind schon eine Anzahl von Klassikern, sowie manche Werke unterhaltenden Inhalts in Brailleschrift erschienen, so daß der Blinde unter seiner Lektüre eine gewisse, allerdings noch beschränkte Auswahl treffen kann.

Außer dem Lesen und Schreiben wird in den Blindenschulen ein großes Gewicht auf das Modellieren gelegt, ferner auf Musik, Geographie und manche andere Fächer. Der Geographieunterricht wird beispielsweise in der Art und Weise erteilt, daß eigene reliefartige Karten gedruckt werden, auf denen die Städte durch vorspringende Punkte gekennzeichnet, Landesgrenzen und Flüsse durch prominierende Linien markiert sind. Der Blinde wird durch seinen Tastsinn bald befähigt sein, die ihm einmal gezeigten Städte mit seinen Fingern leicht wiederzufinden. Man sollte es kaum für möglich halten, daß es dem Blinden selbst möglich ist, botanischen Unterricht zu nehmen. Er kann sich hiebei zur Analyse der einzelnen Pflanzenteile nicht seiner Finger bedienen; denn damit würde er allzu große Formveränderungen derselben veranlassen. Drum muß er seine Zuflucht zum Tasten mit den Lippen nehmen. Und wenn diese nicht mehr ausreichen, so muß er sogar seine Jungenspitze zur Hilfeleistung heranziehen, durch deren blitzartig erfolgende Bewegungen er die Anzahl der Blumen- und Kelchblätter, ja selbst die der Staubgefäß feststellen kann.

Nachdem die Einrichtung von Blindenschulen einmal gegeben war, konnte man daran gehen, das Endziel der Blindenerziehung: die Ausbildung für das praktische Leben zu verwirklichen. Je mehr wir den Blinden sich an dem oder jenem nützlichen Berufe beteiligen lassen, um so mehr wird die in seinem Innern schlummernde Neigung zur Verstimmung und Mißmut schwinden, da nun auch er eine Lebensaufgabe vor sich sieht und sei es auch nur eine untergeordnete.

Wer wüßte nicht, daß in einer Anzahl von Handwerken Blinde ebenso vorzügliches leisten wie Sehende. Ich erwähne nur die Bürstenbinderei, Korb-, Sessel- und Teppichflechterei, Buchbinderei *et c.* Man muß den Blinden selbst bei der Arbeit gesehen haben, um sich von seiner eminenten Fingergeschicklichkeit zu überzeugen. Beschreibungen würden hier nur ein unvollständiges Bild liefern.

Wieder andere können sich nach ihrer Veranlagung als Klavierstimmer, Klavierlehrer, Sprachlehrer betätigen und damit vollkommen ihren Lebensunterhalt bestreiten. Bei medizinischer Veranlagung kann die Massage erlernt werden — ein Beruf, der in Japan z. B. ausschließlich von Blinden betrieben wird. Neuerdings ist man so weit vorgeschritten, daß die Blinden in Österreich und der Schweiz sogar staatliche Anstellungen erhalten können und zwar als Organisten. An verschiedenen Orten Amerikas sind in letzter Zeit Versuche gemacht worden, die Telephonstationen teilweise durch Blinde bedienen zu lassen. Die bisherigen Proben haben zu weiteren Versuchen sehr ermutigt. Bei der Auswahl des Berufes muß allerdings in erster Linie auf etwa vorhandene Neigung großes Gewicht gelegt werden. Denn dieser Punkt ist

von noch größerer Wichtigkeit als beim Sehenden, wo selbst bei mangelhafter Veranlagung das Sehorgan bis zu einem gewissen Grade kompensierend einwirken kann.

Die letzten Jahre haben bereits eine internationale Vereinigung von studierenden Blinden zustande kommen lassen, deren Gründung hauptsächlich bezwecken soll, mit den dem Verein zur Verfügung stehenden pecuniären Mitteln wissenschaftliche Bücher und Werke in Braillescher Schrift anzufertigen zu lassen. So wird also bereits der Weg geebnet, um einem Blinden bei genügender geistiger Befähigung eine theologische, juristische oder philosophische Ausbildung zu ermöglichen. Hier wird der Zukunft noch ein reiches Feld der Betätigung bevorstehen.

Wohl als ein Unikum des Jahrhunderts darf die schon einmal erwähnte Helen Keller gelten, welche von den ersten Lebensmonaten an blind und taubstumm zugleich dennoch infolge einer ausgezeichneten Blindenlehrerin und eigener hoher geistiger Veranlagung es so weit brachte, daß sie nicht nur das Gymnasium mit Auszeichnung absolvieren konnte, sondern sogar die Würde eines Doktors an der Universität sich erwarb. Solche Leistungen müssen uns in das höchste Erstaunen versetzen, und wir können es verstehen, wenn Mark Twain den Ausspruch tun konnte: „Die größten Wunder des 19. Jahrhunderts sind Napoleon I. und Helen Keller.“

Von dem Zustand der Beschäftigung weg sehnt aber auch der Blinde sich nach einer Stunde der Erholung, zumal wenn trübe Gedanken ihn überkommen und ihn an die Schwere seines Daseins erinnern. „Glücklich jene Blinden, welche die Musik lieben,“ sagt Javal; „denn sie ist die einzige Kunst, die sie voll und ganz genießen können.“ Es ist eine allbekannte Tatsache, daß Musiker zum besseren Verständnis von musikalischen Stücken die Augen schließen, um alle störenden Eindrücke ihrer Umgebung fernzuhalten. Um so selbstverständlicher ist es, daß im allgemeinen der Blinde gegenüber dem Sehenden eine weit größere Konzentration dem musikalischen Fühlen und Empfinden entgegenbringt. Blinde Musiker von Ruf werden uns mehrmals in der Weltgeschichte genannt. Der blinde Dülon galt als einer der ersten Flötenspieler seiner Zeit. Maria Theresia von Paradies erhielt von ihrer Patin, der Kaiserin Maria Theresia, eine jährliche Rente für ihr hervorragendes Orgelspiel.

Neben der idealen Erholung durch musikalische Genüsse steht dem Blinden in seinem Freundeskreise auch das Spiel in seiner verschiedensten Form zur Verfügung. Auch der Blinde kann ebenso wie der Sehende Schach spielen lernen und bringt es darin oft zu einer Fertigkeit, die geradezu erstaunlich ist. Sein Gedächtnis ist gewöhnlich so geübt, daß er die einzelnen Felder mit ihren verschiedenen Figuren sich genau ver-

gegenwärtigen kann; es sind die Schachfiguren für Blinde in möglichst einfacher Form konstruiert und an bestimmten Stellen mit Einkerbungen versehen, wodurch die schwarzen von den weißen Figuren unterschieden werden können. In ähnlicher Weise ist es dem Blinden ermöglicht, Domino, Dame oder Karten zu spielen. Die letzteren werden ihm durch verschiedene kleine Nadelstiche kenntlich gemacht, so daß er jederzeit auch mit einem Sehenden spielen kann.

Wenn Blinde sich in Gesellschaft befinden, so suchen sie aus den Stimmen der verschiedenen Personen auf deren Wesen und Charakter einen Schluß zu ziehen. Dem geübten Sehenden genügt oft ein rascher Blick, um aus diesem oder jenem Gesicht eine Anzahl von Charakterzügen herauszulesen. Und was der Sehende in den Gesichtszügen ausgeprägt findet, das tritt dem Blinden in dem Klang der Stimme entgegen. Es ist auffallend, wie wenig Blinde in dem Urteil über den Charakter einer Person sich irren. Der Mensch kann wohl mit Leichtigkeit die Mimik seines Gesichtsausdruckes täuschend verstellen, dagegen nicht jenen Ausdruck der Stimme, der mit ziemlicher Sicherheit auf die seelischen Eigenschaften hinweist.

Im flüchtigen Verkehr mit einem anderen kann der Blinde oft schon durch die Art des Händedrucks einen Rückschluß auf dessen Ge- sinnung ziehen. Ein Blinder spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Ein kräftiger Händedruck läßt im allgemeinen auf Wohlwollen schließen, eine flüchtige Berührung dagegen auf Stolz und auf das Gefühl der Überlegenheit. Die physischen Eigenschaften der Person offenbaren sich mir in der Festigkeit des Handbaues; eine weiche, wenig muskulöse Hand gibt mir das Bild eines schwächlichen Menschen und merkwürdig, diese Wahrnehmung stimmt oft mit dem überein, was ich aus dem Klang der Stimme entnommen habe.“

Will der Blinde sich im Freien bewegen, so kann er mit Hilfe eines Stockes, der ihm den Dienst eines verlängerten Gefühlsorgans leistet, sich allein zurecht finden zumal bei Nacht, wenn das Getriebe des Tages vorübergegangen. Sein größter Feind im Freien ist der Sturm. Denn er hindert ihn an der Verwertung von so und so viel ihm wohlbekannten Geräuschen und Tönen und setzt ihn leicht der Gefahr aus, den richtigen Weg zu verlieren. Javal betont mit Recht, daß man den Blinden nicht zu viel durch Anbietung von Hilfe verwöhnen solle; denn dies raube ihm das Gefühl der noch gebliebenen Selbstständigkeit und lasse ihn im Momente der Gefahr nicht die nötige Geistesgegenwart entwickeln, eine Eigenschaft, auf die er nur allzuoft angewiesen ist.

Daß in unserer Zeit nicht so selten Blinde selbst große Reisen allein per Bahn unternehmen, wobei sie an der Endstation ihre Ankunft

im voraus einem Bekannten avisieren, ist bekannte Tatsache. In großen Städten wie Paris, London, Berlin existieren eigene Hotels, welche für Blinde speziell eingerichtet sind.

Man hat sich von psychologischer Seite oft die Frage vorgelegt: Hat das Blindsein einen gewissen Einfluß auf den Menschen d. h. auf seine Charaktereigenschaften und sein Gemütsleben? Diese Frage kann nur bejaht werden. Ganz im allgemeinen läßt sich sagen, daß der Charakter des Blinden mehr als derjenige des Sehenden durch seine Umgebung bestimmt wird. Ein eigentümlicher Zug wohl aller Blinden ist eine gewisse Festigkeit der Anschauungen. Dieselbe ist bedingt durch das Fehlen von äußeren Eindrücken, welche den Sehenden so oft beeindrucken und ihm eine Unbeständigkeit und ein Wechseln seines Urteils und seiner Lebensauffassungen aufdrängen. Für den Blinden existieren nicht jene Aufregungen, denen wir Kulturmenschen des 20. Jahrhunderts täglich ausgesetzt sind. Nichts aber kann das empfindliche Herz des Blinden mehr verlezen als ein Mißbrauch seines Vertrauens, auf das er ja sein ganzes Leben aufbauen muß und dessen Folge oft ein großes Mißtrauen gegen seine Umgebung ist.

Einer der treuesten Gefährten des Blinden ist sein Gedächtnis, das ihn durch manche Wechselseitigkeiten des Lebens hindurch geleitet. Ebenso röhrt man ihm eine hohe Geistesgegenwart nach, eine dankbare Anhänglichkeit, rege Aufmerksamkeit und ausdauernden Fleiß bei der Arbeit. Alle die verschiedenen Gefühle, welche unser Inneres erfüllen, wie Haß, Zorn, Freude, Leid &c. und die wir so leicht von den Augen und den Gesichtszügen des Sehenden ablesen können, sie zeigen sich auf dem Gesicht des Blinden nur andeutungsweise. Er weist eine auffallende Gleichmäßigkeit seines Ausdruckes auf, es fehlt der belebende Ausdruck, seine Augen irren im Raum umher, ohne einen Gegenstand fixieren zu können. Daher das scheinbar Leblose in seinen Gesichtszügen.

Eine exakte Blindenpsychologie hätte bei Untersuchungen von Personen einzusetzen, welche in frühesten Jahren erblindet sind und sich mit der Frage zu beschäftigen, wie weit der Gesichtssinn einerseits und Tast- und Gehörsinn anderseits sich gegenseitig ergänzen, beziehungsweise zu erforschen, in wie weit noch übrig gebliebene Gesichtsempfindungen dem später Erblindeten bei seinem Tasten zu Hilfe kommen. Dem Gebiete der Blindenpsychologie reihen sich die Surrogatvorstellungen an, deren sich die Blinden bedienen. Man versteht darunter Vorstellungen, die darauf zurückzuführen sind, daß den mannigfachen Bezeichnungen in der Sprache der Sehenden nur eine beschränkte sinnliche Erkenntnis des Blinden entspricht, so daß er darauf angewiesen ist, sich für die fehlenden Vorstellungen Surrogate zu schaffen. So werden all die Namen, welche sich auf spezielle Licht- und Farbeneindrücke beziehen, für den Blinden

zunächst nichts als leere Worte sein. Da wir aber kein Wort vernehmen können, ohne mit demselben eine bestimmte Vorstellung zu verbinden, so wird in uns unbewußt eine Ersatzvorstellung wachgerufen. Die Surrogatvorstellungen für Farbenbezeichnungen nimmt er beispielsweise aus dem Reich der Töne. Da er durch zahlreiche Lektüre vernommen, daß der Sehende die Bezeichnung rot in Verbindung mit etwas Frohem, Freudigem, Heiterem anwendet, so ersetzt er diese Gesichtsempfindung mit dem Klang einer Trompete oder eines Piccolos. Umgekehrt weiß er, daß Schwarz als ein Zeichen des Traurigen, Düsteren, Ernstes gebraucht wird, und er ergänzt sich daher in seiner Phantasie diesen fehlenden Farbeneindruck mit dem Ton einer Posaune oder eines Kontrabasses, also mit dem Ton eines tief klingenden Instrumentes. Diese wenigen Beispiele mögen das zweckmäßige Verfahren der Natur illustrieren. Ein Gelehrter hat einmal die nicht unwahrrscheinliche Hypothese aufgestellt, daß in einem Staate von lauter Blinden sich zweifellos eine Sprache ausbilden würde, welche die verschiedenen Empfindungen des Tast- und Gehörsinnes in bedeutend höherem Grade berücksichtigen würde, als dies in der Sprache der Sehenden der Fall ist.

Die Blindenpädagogik hat in dem letzten Jahrhundert eine reiche Aufgabe erfüllt, und es ist vieles geschehen, was wir dankbar anerkennen müssen im Hinblick auf die Männer, welche ihr Leben aus vollem Herzen diesen Bestrebungen gewidmet haben. Der Wissenschaft ist es durch rastlose Arbeit gelungen, dem Blinden eine zweite Welt aufzubauen. Aber es wäre verfehlt zu glauben, die Blindenerziehung hätte damit bereits ihre ganze Aufgabe gelöst. Gar manches ist noch zu leisten sowohl bezüglich der Verhütung von gefährlichen Augenkrankheiten als auch hinsichtlich der Verbesserung des Blindenwesens. Auch hier muß das Streben des Menschen nach immer größerer Vervollkommenung die größtmögliche Höhe erreichen. Wir dürfen hoffen, daß das 20. Jahrhundert, das auf sozialem Gebiete so vieles schon getan hat, auch auf diesem Gebiet weiter schreiten werde zum Nutzen und Segen der Menschheit. —

